

Im Schatten des Samariterbundes : anlässlich der Ausstellung des Schweizerischen Samariterbundes auf Schloss Wartenfels

Autor(en): **Knellwolf, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **72 (2014)**

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658824>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Im Schatten des Samariterbundes

Anlässlich der Ausstellung des Schweizerischen Samariterbundes auf Schloss Wartenfels

Ulrich Knellwolf

Der Schweizerische Samariterbund ist mir spätestens seit der fünften Primarschulklasse ein Begriff. Und zwar hat der Begriff die Form des ja nicht so hohen, aber damals auffallenden und ungeheuer progressiv wirkenden Hochhauses an der Martin-Disteli-Strasse 27 in Olten. Denn im Haus vis-à-vis, an der Martin-Disteli-Strasse 26, ging ich ein Jahr lang zur Schule. Ja, in der Firma R. Nussbaum AG, Metallgiesserei und Armaturenfabrik, dazumal das neuste Fabrikgebäude in Olten. Hier im obersten Stockwerk, es war das fünfte oder sechste, waren zwei Klassen untergebracht, die sonst nirgends Platz hatten. Nicht, weil das Bifangschulhaus, das ja nicht weit weg lag, überfüllt gewesen wäre. Im Froheim auf der andern Aareseite, der linken, war der Platz rar. Und so waltzen wir also täglich von Westen her durch zwei Drittel der Stadt über die Aare an die Martin-Disteli-Strasse in die Schule zu Meck, welcher Linus Schneider hiess und ganz neu Lehrer in Olten war. Pausenplatz gab es keinen. Unser Pausenplatz war die Martin-Disteli-Strasse und die kleine Anlage vor dem Gebäude des Samariterbundes, in dessen Schatten wir uns zwischen den Lektionen tummelten. Das kam uns mindestens einmal zugut.

Es waren ja politisch aufgeheizte Zeiten damals im Kanton Solothurn. Nämlich die Zeiten der sogenannten rotschwarzen Allianz. Die Roten und die Schwarzen hatten sich zusammengetan, um in den anstehenden Wahlen endlich die seit 1831 feststehende absolute Mehrheit der Gelben in Kantonsrat und Regierung zu brechen. Man stelle sich das vor! Rotschwarz, das erschien einem damals wie die Vereinigung von Feuer und Wasser. Denn die Schwarzen waren noch keineswegs die Mittepartei CVP, sondern die strammen KK, eben katholisch-konservativ. Und die Roten waren nicht nur ein wenig links. Walter Kräuchi im «Volk» konnte bei Bedarf auch einmal den bärtigen Marx aus dem Altersheim und den Klassenkampf aus der Motenkiste holen und damit drohen, wie man Kindern mit dem Bölimann drohte. Und nun versuchten also diese zwei Parteien, deren einer der Papst und deren anderer der Marx der Gottseibeius war, miteinander zu kutschieren. Da es im durch und durch politischen Kanton Solothurn keinen Lebensbereich gab, der nichts mit den drei Farben Rot, Schwarz oder Gelb zu tun hatte, färbte die neue Konstellation auch auf die Schule und uns Fünftklässler ab. Denn selbstverständlich wussten wir von jedem in der Klasse, wo er politisch hingehörte; die Klasse war dreigeteilt in Rote, Schwarze und Gelbe. Und das hiess nun eben unter den neuen Bedingungen, dass sie zweigeteilt war. Nämlich in die Rotschwarzen auf der einen und die Gelben auf der andern Seite. Diese beiden Fraktionen waren

in unserer Klasse zahlenmässig ungefähr gleich stark, was nicht bedeutete, dass sie tatsächlich gleich stark waren. Denn die Gelben hatten zwei oder drei Sportskanonen und bildeten mit denen das Übergewicht.

Sportlichkeit war deshalb politisch gefragt, weil wir weniger verbal stritten als sozusagen corporal. Es begann regelmässig mit einem pubertären Spiel, in welchem die Buben der einen Farbe die Mädchen der andern verfolgten und einzufangen versuchten. Und es endete ebenso regelmässig, kurz bevor vom Fabrikgebäude das improvisierte Pausenzeichen ertönte, mit einer Rauferei des männlichen Klassenteils, dem der weibliche, auf dem Mäuerchen vor dem Samaritergebäude sitzend, mit gespielter Entsetzen zuschaute. Während solch einer Rauferei gab's dann eines üblen Tages halt drei Verunfallte, und zwar ehr- und redlich verteilt einen von den Gelben, einen von den Schwarzen und einen von den Roten. Ein Glück nur, dass für die Blessuren nicht die Streitenden selbst die Verantwortung trugen, sondern eine vierte Partei, eine violette in der Person von Frau Doktor Hauri, die selbst nicht Ärztin, jedoch die Ehefrau eines hoch angesehenen Oltner Arztes war, der unweit unseres provisorischen Schulhauses praktizierte und wohnte.

Frau Doktor Hauri trug in der Stadt den Übernamen «das Veieli», weil sie, wie gesagt, immer von Kopf bis Fuss violett und dazu höchst elegant gekleidet war. Diese Dame, von der man den Eindruck hatte, sie schwebte ein wenig über dem Erdboden, fuhr trotz bereits höhern Alters noch Auto, und zwar in ihrem grünen Opel so langsam, dass nach allen Gesetzen der Logik nichts passieren konnte. Aber auch die zwanzig oder fünfundzwanzig Stundenkilometer, die sie auf dem Tachometer hatte, vermochten sie diesmal vor dem Unglück nicht zu bewahren. Unverhofft rollte ihr, als sie nichts Böses ahnend auf der Martin-Disteli-Strasse daherfuhr, auf der Höhe des Samaritergebäudes eine Kugel vor den Wagen, bestehend aus drei Schülern, die, ineinander verkrallt, einander aus politischen Gründen vermöbelten. Frau Doktor Hauri riss einen Stopp, wenn denn von Reissen die Rede sein konnte, vermochte jedoch nicht zu verhindern, dass es zu einem Zusammenstoss mit der Menschenkugel kam, worauf zwei von deren Bestandteilen aufsprangen, während der dritte, ich verrate nicht, von welcher Farbe er war, liegen blieb. Die Frau des Arztes hatte einen derartigen Schrecken, dass sie im stehenden Auto sitzen blieb und benommen vor sich hinmurmelte: «Aber ich bin doch nicht zu schnell gefahren!», statt um erste Hilfe besorgt zu sein. Aber da bewahrheitete sich wieder einmal der Samariterspruch, dass, bis der Arzt auf dem Platz sei, der Samariter den Verletz-

ten längst verbunden habe. Denn aus dem Gebäude des Samariterbundes, das ja tatsächlich wie ein kleines Spital aussah, kam eine Frau mit Kofferchen gestürzt, kniete neben dem Schwerverletzten nieder und überprüfte sachkundig, was an ihm noch ganz sei. Es stellte sich heraus, dass ihm überhaupt nichts fehlte, dass er bloss simuliert hatte, um ja nicht für den Unfug bestraft zu werden, auf offener Strasse gerauft zu haben. Der junge Mann erhob sich, gab sich noch bis zur Haustür Mühe, notdürftig zu hinken, verschwand dann im Klassenzimmer – und man hat nie etwas von bleibenden Schäden vernommen.

So hilfreich konnte die Nähe des Samariterbundes sein. Nur mir half sie nicht. Nach einem Jahr Schule bei Nussbaum AG schaffte ich knapp und zum Erstaunen aller, nicht zuletzt meiner selbst, die Aufnahmeprüfung ins Progymnasium, und hatte von da an einen kürzern Schulweg. Doch die Martin-Disteli-Strasse 27 wurde ich nicht so leicht los. Fünf Jahre lang sollte ich jede Woche einmal auf dem Hin- und ein zweites Mal auf dem Rückweg an dem Haus vorbeikommen – und bekam keine Hilfe. Dabei hätte ich sie dringend nötig gehabt.

Denn meine Mutter, kulturell beflissen, entschied, ich müsse Klavierstunden nehmen. Ich hingegen hätte lieber Cello oder so etwas gelernt, aber man hatte daheim halt nun einmal ein Klavier, und das sollte nicht den Schaben zum Frass überlassen werden. Also wurde ich in die Klavierstunde geschickt, und in die ging man, wenn man in Olten reformiert war – denn neben der politischen Farbe entschied die Konfession vieles, beispielsweise die Frage, bei welchem Metzger man einkaufe, in welcher Drogerie man verkehre – man ging als Reformierter in Olten also zu Fräulein Gertrud Keller an der Obern Hardegg in die Klavierstunde, in ein kleines, graues Haus, in dem die grosse, hagere, graue Person wohnte und unterrichtete. Dazu kam man unweigerlich am Samaritergebäude vorbei, wenn man die Hardfeldstrasse hochmarschierte oder mit dem Velo erklimmte.

Da hätte ich mir nun des öftern samaritanischen Beistand gewünscht – denn ich ging todungern in die Klavierstunde. Ich weiss nicht, hasste ich das Klavier, weil ich nie übte, oder übte ich nie, weil ich das Klavier hasste. Jedenfalls war es eine unerquickliche Angelegenheit, und sie dauerte nicht weniger als fünf endlose Jahre, bis ich nach Solothurn an die Kantonsschule entschwand. Gelernt habe ich nichts, und das war nicht Fräulein Kellers Fehler. Sie zeigte stoische Langmut, verlor nie ihre nachsichtige Freundlichkeit, jedoch schnell den Glauben an mein musikalisches Genie. Nur meine Tante, die jeden Sonntagnachmittag Beethovenensonaten in ihr Klavier im ersten Stock unseres Hauses hämmerte, meinte bis zuletzt, an mir sei ein zweiter Rubinstein verloren gegangen, bloss, weil ich zu faul gewesen sei. Bis ich ihr urkundlich belegen konnte, dass Rubinstein auch faul gewesen war, aber den Sprung aufs Konzertpodium trotzdem geschafft hatte. Eben darin, so belehrte ich sie, bestehe das Genie. Über das erste Stück im ersten Band von Bachs wohltemperiertem Klavier hinaus brachte ich es nicht, und auch das nur sehr

temperiert. Kurzum, es war ein Trauerspiel, sozusagen eine chronische Krankheit – und der Samariterbund, an dem ich doch Woche für Woche vorbeipilgerte, wusste auch kein Mittel dagegen. Offenbar war er mehr auf Unfall-opfer als auf Langzeitpatienten eingestellt. Trotzdem hat er meine Sympathie behalten.

Gehen wir noch einmal auf den Pausenplatz auf der Martin-Disteli-Strasse zurück. Drei junge Raufbolde rollen der Frau Doktor Hauri vors Auto. Sie weiss im Moment nicht, was tun, murmelt nur vor sich hin: «Aber ich bin doch nicht zu schnell gefahren!» Sie stellt damit die untersuchungsrichterliche Frage nach der Schuld. Aber aus dem Samaritergebäude kommt eine Samariterin mit dem Notfallkofferchen gelaufen und leistet, ohne nach Schuld zu fragen, erste Hilfe. Die stellte sich in unserem Fall dann zwar als überflüssig heraus. Trotzdem tat die Samariterin das einzig Richtige. Stellen Sie sich vor, der streitlustige Fünftklässler wäre schwer verletzt gewesen und die Frau hätte, bevor sie ihr Kofferchen geöffnet hätte, gefragt: Wer ist denn hier schuld? Es wäre wertvolle Zeit verloren gegangen, die vielleicht über Tod und Leben oder über Invalidität und Heilung entschieden hätten. Das wäre die total falsche Haltung gewesen.

Der Name «Samariter» kommt bekanntlich aus dem Neuen Testament, aus Jesu Geschichte von dem, der auf der Strasse von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber gefallen ist. Ein Priester reitet achtlos vorbei, ebenso ein Levit, wir würden sagen Diakon. Aber einer aus dem verachteten Nachbarvolk der Samaritaner hält an, steigt vom Ross und leistet erste Hilfe.

Jesus, so behaupte ich, verstand sich nicht als Untersuchungsrichter, der an den Unfallort kommt und die Schuldfrage aufwirft. Jesus verstand sich als Notfallarzt, der dem Verletzten erste Hilfe leistet, und zwar ohne zu fragen, ob er schuldig oder unschuldig sei. Denn diese Frage spielt in diesem Augenblick keine Rolle. Es ist die falsche Frage zur falschen Zeit.

Das können wir aus der Geschichte vom barmherzigen Samariter selbst erkennen. Denn der Priester, der darin am Überfallenen vorbeieilt, hilft doch wahrscheinlich nicht, weil er in der Frage nach der Schuld befangen ist und denkt, der Mann sei selber schuld, man gehe nicht ohne Vorsichtsmassnahmen auf der gefährlichen Strasse von Jerusalem nach Jericho hinunter. Und der Diakon handelt ebenso aus denselben Gründen. Der Samaritaner aber verhält sich der Situation gemäss. Da ist einer unter die Räuber gefallen und lebensgefährlich verletzt, also soll man nicht über mangelnde Vorsicht diskutieren und darüber, ob der Überfallene an seinem Unglück vielleicht selbst schuld sei. Der Mann braucht jetzt dringend Hilfe. Das erkennt der Samaritaner und tut, was nötig ist.

Die Geschichte vom barmherzigen Samariter ist, behaupte ich, darum so populär geworden, weil sie von dieser unbürokratischen Notfallhilfe erzählt und Jesus als Notfallhelfer versteht und nicht als Justizbeamten.